

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

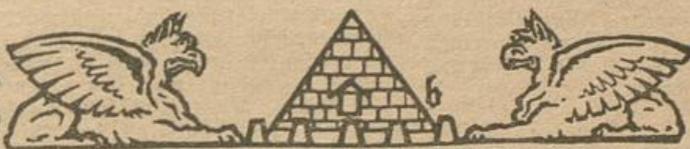
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931**

29.11.1931 (No. 48)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 48



29. Nov. 1931

Karl Widmer / Geschichten aus dem alten Karlsruhe

Aus Hof und Gesellschaft unter Großherzog Karl.

II.

Hennenhofer hatte es durch Glück und Talent zu einem außerordentlichen Erfolg im Leben gebracht. Als Sohn eines Gernsbacher Wurgschiffers hatte er als Kommiss in der bekannten Buchhandlung von Schwab in Mannheim angefangen. Er war dann als Feldjäger in den niederen Militärdienst getreten. Durch sein anstelliges und geschmeidiges Wesen machte er aber rasch Karriere. Er wurde Kabinettsekretär und Adjutant des Großherzogs. Als wiser und unterhaltender Gesellschafter wurde er von Karl, dem er sich auch als Vergnügungsarrangeur unentbehrlich zu machen wußte, in den Kreis seiner Tischgenossen aufgenommen. Seine Mittelmittelpaulen trug er, ohne je bei der Waffe gedient zu haben. Er war von Natur gutmütig, aber charakterlos und maßlos ehrgeizig, dabei durchtrieben und von keinen strengen Moralbegriffen beschränkt — kurz, wie geboren für diplomatische Missionen heitler und lichtscheuer Art. Man hat seinen Namen später auch mit dem Attentat auf Kaspar Hauser in Verbindung gebracht. So wurde er jetzt auch mit der Ausführung des Anschlags gegen Genzans Geliebte betraut.

Eines Tages wurde diese von Hennenhofer unter dem Vorwand, daß er einen geheimen Auftrag für sie habe, in den Hardtwald gelockt. Dort wartete auf sie eine Postkutsche mit frischen Pferden. Sie wurde in den Wagen geschleppt, Hennenhofer setzte sich neben sie und nun ging es in eiliger Fahrt bei Tag und Nacht in die Heimat der Entführten, nach Posen. Von den Behörden hatte man sich gefälschte Ausweispapiere verschafft. Es hieß darin, daß eine verirrte Tochter „in den Schoß ihrer Familie“ zurückgeführt werden solle. Verwandte von ihr wurden mit Geld bestochen, sie bei sich zurückzuhalten.

Dem Großherzog wie auch dem Herrn von Genzau mochte man irgendeine andere Geschichte vorgelesen haben. Jedenfalls gelang es jetzt, Genzau zur Heirat zu bewegen. Die Ehe war indessen nicht glücklich, zumal durch ein Versehen die Zengin des früheren Liebesbundes, das Töchterchen, in Karlsruhe zurückgeblieben war, das der Vater auch jetzt nicht von sich ließ.

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen ließ sich auch die Wahrheit auf die Dauer nicht verheimlichen. Der Geraubten gelang es, aus der Gewalt ihrer Verwandten zu entkommen. Sie kam nach Straßburg und drohte von hier aus mit einer gerichtlichen Klage. Man mußte sie durch die Zusicherung einer guten Versorgung für sie und ihr Kind beschwichtigen und ihre Tochter bekam sogar das Recht, den adligen Namen ihres Vaters zu führen.

Die öffentliche Entrüstung über den Skandal aber traf Hennenhofer als den Hauptübeltäter. Er blieb indessen in der Gunst des Großherzogs und behielt seine einflussreiche Stellung auch unter Karls Nachfolger, dem Großherzog Ludwig. Erst unter Großherzog Leopold, der mehr Wert auf die öffentliche Meinung legte als seine beiden Vorgänger, mußte er wenigstens aus dem aktiven Hof- und Staatsdienst scheiden. Er lebte später als vergnügter Pensionär und beliebter Gesellschafter in Freiburg, wo er 1850 starb.

\*

Trotz all seiner Fehler und seines wenig erbaulichen Lebenswandels war Großherzog Karl doch frei von eigentlich häßlichen Eigenschaften. Von der besseren Seite seines Wesens spricht seine große Liebe zu seinen Schwestern. Und bei aller Schwäche im

Handeln läßt sich ihm auch eine gewisse Charaktergröße nicht absprechen. Bekannt ist, wie er in der kritischen Zeit nach Napoleons Sturz gegen seinen eigenen Vorteil fest zu seiner Gemahlin Stephanie gehalten hat. Eine gleiche ritterliche Gesinnung zeigt sein Verhalten gegen eine unglückliche fremde Fürstin, als ihre merkwürdige Lebensirrfahrt sie auch nach Karlsruhe führte: die Kronprinzessin Karoline von England.

Karoline, die schöne, geistvolle und feurige Tochter des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig, war von ihrem Vater gegen ihre Neigung zur Ehe mit dem Prinzen von Wales, dem späteren König Georg IV. von England, gezwungen worden. Der Widerwille der ernst veranlagten, gemütvollen Frau gegen den glänzenden, aber sittenlosen Lebemann führte bald zu einem Zwiespalt zwischen den beiden Gatten, der durch die Intriguen am Hof noch verschärft wurde. Seit 1814 lebte Karoline fern von London auf Reisen in Italien und im Orient. Hier gewöhnte sie sich an eine Freiheit des Lebens, die bei den strengen englischen Schicksalsbegriffen ihrem Ruf in den Augen der Welt schaden mußte. Da sie deshalb die Engländer ihres Gefolges verließen, umgab sie sich mit Einheimischen, zum Teil Leuten aus dem niederen Volk. Einen ehemaligen Reifknecht, Bartolomeo Bergami, machte sie zu ihrem Kammerherrn und Reifemarschall; seine Schwester als Gräfin Oldi zu ihrer Gesellschaftsdame. Durch die Vertraulichkeiten, die sie ihm erlaubte, setzte sie sich selbst in das Licht, daß Bergami ihr Geliebter sei und gab damit ihren Feinden am englischen Hof eine gefährliche Waffe in die Hand. Ihre letzte Stütze verlor sie hier, als 1817 der alte König Georg III. geisteskrank wurde und ihr Gemahl die Regierung übernahm. Dieser hielt nun die Zeit für gekommen, sich endgültig von seiner Gemahlin zu trennen.

Jetzt beginnt ein schändliches Spiel gegen sie. Man sündet insgeheim nach Material zu einer Scheidungsklage wegen Ehebruchs. Sie wird auf Schritt und Tritt von Spionen verfolgt. Bediente und Gasthauspersonal werden ausgehorcht. Durch Bestechung werden falsche Zeugen gewonnen. Eine tüble Rolle als englischer Agent (Engländer selbst gaben sich zu diesem Dienst nicht her) spielte dabei namentlich der hannoversche Baron von Dampsta, der sich in ihre Freundschaft einschlich, um als Gast ihres Hauses hinter ihrem Rücken die Dienerschaft gegen sie aufzustiften. Den Intriguen der englischen Regierung gelang es auch, daß ihr der Empfang an fast allen europäischen Höfen verweigert wurde.

So kam sie als eine im voraus Geächtete im März 1817 nach Karlsruhe. Sie hoffte hier auf die Gastfreundschaft des Großherzogs, der mit ihrem Hause verschwägert war. Was die großen Höfe von Wien und Paris nicht gewagt hatten, dazu fand Karl den Mut: er erklärte, daß er nicht zum Richter ihres häuslichen Zwistes berufen sei und daß er ihr die Achtung, die ihr als Prinzessin und als seiner Verwandten gebührte, nicht verweigern werde.

Am Hof wurden ihr zu Ehren Feste gegeben. Doch wohnte sie nicht im Schloß, sondern stieg mit ihrer Begleitung in dem Karlsruher Posthaus (dem ehemaligen Gasthof „Zur Post“ an der Ecke der Kreuz- und Hebelstraße) ab. Auch hier wurde sie auf Anlaß des hannoverschen Gesandten in Karlsruhe von bezahlten Spionen beobachtet; ein Zimmermädchen des Gasthauses namens Barbara Kretz trat später in London mit den Entdeckungen, die

So in den Schlafzimmern gemacht haben wollte, als eine der Hauptzeuginnen in dem Prozeß gegen Karoline auf.

Die Schönheit der fremden Prinzessin, der Ruf ihres abenteuerlichen Lebens und der fremdartige Anzug ihres Gefolges erregten in Karlsruhe natürlich auch in hohem Maße die Neugier der Bevölkerung. Den ganzen Tag stand ein schaulustiges Publikum vor dem Posthaus, wo sich von Zeit zu Zeit der schwarzlockige Kopf eines Italieners oder das turbaneschmückte Haupt eines Türken am Fenster sehen ließ. Nach acht Tagen verließen die fremden Gäste Karlsruhe wieder. Karoline reiste über Baden-Baden weiter. Noch drei Jahre setzte sie ihr Wanderleben fort. Als dann im Jahre 1820 nach dem Tod des alten Königs und der Thronbesteigung Georgs IV. der Scheidungsprozeß gegen sie eröffnet wurde, kehrte sie nach London zurück; sie wollte persönlich vor ihre Kläger im Parlament treten. Der Prozeß erregte in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen. Das englische Volk stand aufseiten der Angeklagten; merkwürdigerweise, nicht weil es an ihre Unschuld glaubte, sondern weil es ihrem sittenlosen Gemahl kein Recht zusprach, den Richter über sie zu spielen. Sie wurde in London wie im Triumph empfangen. So endete auch der Prozeß mit einem Fiasko der Krone und ihrer torjistischen Minister. Zwar ging im Oberhaus eine Bill auf Degradation und Ehescheidung durch, aber mit so geringer Mehrheit, daß man nicht wagte, sie zur Abstimmung vor das Unterhaus zu bringen. Ihre Veratung wurde auf Antrag des Kronanwalts auf sechs Monate vertagt, was nach englischem Brauch eine höflichere Form der Ablehnung war. Im Jahr darauf starb Karoline.

\*

Die letzten Jahre seiner Regierung wurden für Großherzog Karl eine schlimme Zeit. In den Sorgen, die ihn wegen der bayerischen Ansprüche auf die rechtsrheinische Pfalz quälten, kam auch der traurige Zustand seiner Gesundheit. Er war schon vom Wiener Kongreß krank heimgekehrt. Seit 1817 begann ein unaufhaltsamer Zerfall seiner Kräfte. Karl glaubte, daß er veraristet worden sei. Der frühe Tod seines zweiten, 1816 geborenen Sohnes, bestärkte ihn noch in seinem Argwohn: der Selbstmord eines Kammerdieners schien ihm zu bestätigen, daß man auch dieses Kind durch Gift beseitigt habe. Seitdem wurde er die Furcht, daß man ihm nach dem Leben trachte und daß Bayern dahinter stecke, nicht mehr los. Er verschloß seine Medizinflaschen sorgfältig nach jedem Gebrauch. Bei Tisch aß er nur von Speisen, von denen alle übrigen vor ihm gekostet hatten und trank nur Wein aus Flaschen, die vor seinen Augen entriegelt und geöffnet wurden. Der Schlossgarten, nach dem die Privatgemächer der Großherzoglichen Familie lagen, mußte für das Publikum gesperrt werden.

Argwohn und Krankheit machten ihn menschenscheu. Jeder Verkehr außer dem engsten Kreis seiner wenigen Vertrauten, zu denen auch der alte Hofarzt Dr. Schrödel gehörte, war ihm lästig. Desto fester schloß er sich in dieser Zeit an seine Gemahlin Stepha-

nie an. Seit die beiden Gatten ihre anfängliche Abneigung gegeneinander überwunden hatten, war ihre Ehe von Jahr zu Jahr besser geworden. In den Prüfungen, die Stephanie durchgemacht hatte, war ihr Charakter gereift. Sie lernte jetzt die guten Seiten von Karls Wesen kennen und ließ sich auch durch die Fehltritte, von denen er nicht lassen konnte, darin nicht beirren. Ihre Liebe und der unverfälschte Trost ihres Gemüths wurden sein bester Trost in seinen letzten traurigen Lebenstagen.

Ein glückliches Geschick fügte es, daß Karl kurz vor seinem Lebensende aber auch noch einen Freund fand, dessen Einfluß nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Land zum Segen wurde. Es war der General von Tettenborn.

Karl Friedrich von Tettenborn ist 1778 in der ehemals badischen Grafschaft Sponheim geboren, wo sein Vater markgräflicher Forstmeister war. Er hatte als Reiteroffizier in der österreichischen und nach dem Frieden von 1809 in der russischen Armee gedient. Während der Freiheitskriege hatte er sich durch feste Reiterstücke ausgezeichnet, die ihm nicht nur den Ruhm eines tapferen Helden, sondern auch reiche Kriegsbeute einbrachten. Nach dem Krieg hatte er sich in Baden-Baden niedergelassen, wo er der Löwe eines glänzenden Kreises wurde, durch den Baden-Baden damals zum Mittelpunkt der vornehmen internationalen Welt geworden war. Hier lernte ihn Karl kennen. Auf seinen Wunsch siedelte er nach Karlsruhe über und wurde, als täglicher Gast des Großherzogs, jetzt auch sein politischer Berater. Seinem Einfluß ist es zu verdanken, wenn Karl die letzte kurze Frist, die ihm noch zum Handeln geblieben war, besser benützte als sein ganzes vergangenes Leben. Er entließ seinen leichtsinnigen Minister von Hake, der die Hauptschuld an der Mißwirtschaft im Lande trug, und berief auf Tettenborns Rat den altbewährten Staatsmann seines Großvaters, den Freiherrn von Reichenstein wieder ins Ministerium. Dem vereinten Bemühen der beiden Männer, zu denen sich als Dritter der preussische Gesandte am Karlsruher Hof, Varnhagen von Ense gesellte, gelang es, Karl den schweren, lang hinausgeschobenen Entschluß abzurufen, der die einzige historisch denkwürdige Tat seines Lebens werden sollte: es ist die Unterzeichnung der badischen Verfassungsurkunde vom 22. August 1818.

\*

Noch am Ende desselben Jahres starb Karl. Er hatte im Sommer in Griesbach und Baden-Baden vergebens Heilung für seinen kranken Körper gesucht. Auch die Aerzte, auf deren Warnungen er freilich nie gehört hatte, konnten ihm nicht mehr helfen. Der große Hofeland, den man von Berlin herbeigerufen hatte, brachte nur leeren Trost. Im Schloß zu Rastatt, wohin Karl im Oktober übergesiedelt war, erlag er seinen Leiden am 8. Dezember 1818.

Er war, als er starb, erst 33 Jahre alt. Die Verfassungssäule auf dem Rondellplatz zu Karlsruhe, die man ihm als Denkmal errichtete, erinnert an seine Bedeutung in der badischen Geschichte.

## Karl V. M. Gutmann / Martin Schongauer in Breisach

Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß von so manchen bedeutenden Persönlichkeiten der Geschichte uns kaum mehr wie der Name überliefert ist. Ueber ihr Leben erhalten wir nicht einmal die einfachsten Angaben, von ihren Werken können wir unmittelbar fast nichts mehr feststellen. Nur in den Lobpreisungen ihrer Zeitgenossen, höchstens noch in der Wirkung auf die Um- und Nachwelt können wir sie erkennen. Zu diesen von der Ueberlieferung mißhandelten Männern deutscher Vergangenheit gehört auch Martin Schongauer. Selbst sein Name blieb nicht unangetastet. Die Aufzeichnungen melden von einem Martin Schön oder Hüpsch-Martin, in Italien kennt man einen Bell Martino; und so glaubte man lange, daß dies der eigentliche Name des Meisters sei. Erst neuere urkundliche Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Benennungen lediglich ehrende Beinamen waren, durch welche die Bewunderung der Zeitgenossen zum Ausdruck kommt. Nachdem nun aber einmal der wahre Name des Meisters festgestellt ist, kristallisieren sich um denselben immer mehr festgesetzte Tatsachen, so daß das Bild Martin Schongauers deutlichere Umrisse anzunehmen beginnt, und daß man hoffen darf, die Bedeutung des Künstlers in ihrer ganzen Tragweite allmählich erfassen zu können.

Die Daten aus Schongauers Leben sind bald aufgezählt. Anscheinend wurde er zwischen 1445 und 1450 in Kolmar geboren. Sein Vater, ein Goldschmied, war von Augsburg dahin gezogen, hatte sich dort das Bürgerrecht erworben und wurde sogar Rathsherr. Die Familie scheint nicht unbegütert gewesen zu sein. Sie hatte Hausbesitz in Kolmar — vielleicht von mütterlicher Seite her, denn Martins Mutter war Kolmarerin. Man darf wohl annehmen, daß der junge Martin in der Werkstatt seines Vaters das Goldschmiedehandwerk erlernte, wie sein großer Nachfolger Dürer auch. Für Arbeiten in Metall und für Ornamentik zeigt Schongauer auch später noch Vorliebe, wie seine gestochenen Vorlagen für Goldschmiede und die Stiche gotischen Ornamentwerkes zeigen. Vom Goldschmiedehandwerk wurde die Aufmerksamkeit Schongauers auf die Grabstichkunst gelenkt. Er hatte das Glück, als Lehrer in dieser damals neu erwachsenden Kunst den größten Meister der Zeit auf diesem Gebiete zu haben. Von diesem Stecher kennen wir einige Werke, seinen Namen kennen wir aber nicht.

Er zeichnet mit E. S.; darnum wird er der Meister E. S. genannt. Vermutlich war er in Kolmar ansässig; jedenfalls stand er in enger Beziehung zu dem jungen Schongauer. Seine Stiche zeigen eine urwüchtige Kraft und verraten ein unablässiges zähes Ringen um die neue Technik. Was dem handwerksmäßig befangenen Meister E. S. nicht gelang, das zu erreichen blieb der reifen Künstlerkraft seines Schülers vorbehalten.

Dem väterlichen Hause Martins war die Malerwerkstatt Kaspar Isemanns benachbart. Die Vermutung liegt nun sehr nahe, daß der heranwachsende Schongauer in dieser Werkstatt des Nachbarn die Liebe zum Malerhandwerk gewann und daß er wohl die erste Unterweisung in der Handhabung der Kunst der Farben von Meister Kaspar erhielt. Schon früh, etwa ums Jahr 1466, machte sich Martin auf die Wanderschaft. Ziel seiner Reise war Flandern, das damalige Land der Sehnsucht aller Künstler. Hier trat nun der junge Schongauer in Bekanntschaft mit den bedeutendsten Künstlern der Zeit. Ein Roger soll sein Lehrer gewesen sein; in diesem Roger vermutet man van der Weyden. Noch innigere Beziehungen verbanden den jungen Maler mit Memling. Als fertiger Künstler kehrt er dann in die Heimat zurück. Anfang der 70er Jahre. In Kolmar eröffnet er eine eigene Werkstatt. Seine Arbeiten müssen lebhaft begehrt gewesen sein, denn schon 1477 sah sich Schongauer veranlaßt, seine Werkstatt zu vergrößern. Er kaufte ein Haus von der St. Martinsverwaltung und setzte als Gewähr für die Bezahlung des Zinses drei kleinere ihm gehörende Häuser.

Das spätere Leben Schongauers wird durch einen Basler Urkundenfund einigermaßen erhellt. Daraus erfahren wir, daß der Meister gegen Ende seines Lebens Bürger in Breisach wurde und daß er daselbst 1491 gestorben ist. Das genaue Datum seines Todes ist aus dem Kolmarer Anniversarienebuch feststellbar. Darnach starb er am Tage der Reinigung Mariä, also am 2. Februar. Seine Erben waren seine Brüder, vor allem Ludwig, der die Kolmarer Werkstatt übernahm. Der Künstler scheint demnach kinderlos und ledig gestorben zu sein.

Von den größeren Werken Martin Schongauers gilt bislang bloß die Kolmarer Madonna im Rosenhag als sicherer Besitz. Sie

ist ein Jugendwerk aus der ersten Kolmarer Tätigkeit des Meisters. Jedenfalls sind eine ganze Reihe von Arbeiten Schongauers zusammen mit den Werken anderer oberrheinischer Meister zur Zeit der französischen Revolution in Kolmar verbrannt worden. Immerhin ist es doch sehr auffällig, daß wir von Schongauers Hand sozusagen fast nichts besitzen, wird doch ausdrücklich bemerkt, daß seine Werke in alle Lande ausgeführt wurden. Im Auslande war er denn auch sehr hoch geschätzt; der junge Michelangelo überlegte einen seiner Stiche in Farbe. Die Kupferstiche Schongauers waren es also, die seinen Ruhm in alle Welt verbreiteten. Von ihnen sind uns auch noch eine ganze Anzahl erhalten, wenn auch nur in zweiter Kopie. Aus ihnen kann man eine Ahnung gewinnen von der Genialität des Meisters. Er wagt sich an Kompositionen von bisher nicht bekannter Größe heran, und er gestaltet sie zu Werken voller dramatischer Wucht. Vielleicht unter dem Einfluß niederrheinischer Kunst kommt allmählich in die verwirrende Bewegung eine Ruhe und Abgekältheit hinein, die wahrhaft groß, fast monumental wirkt. Vielleicht ist aber bei dieser Wandlung noch ein anderer Umstand, der bisher unbekannt war, von Bedeutung. Schongauers Tätigkeit als Freskomaler.

Man hat sich oft gefragt, worin eigentlich Schongauers Tätigkeit in Breisach bestand, was ihn veranlaßt hat, daselbst seinen Wohnsitz zu nehmen. Man hat vermutet, daß er dort einige Altäre malen sollte. Aber die hätte er doch wie andere Meister der Zeit in seiner Werkstatt in Kolmar anfertigen können. Er mußte demnach in Breisach Aufträge bekommen haben, die ihn an den Ort fesselten.

Um die Zeit, da Schongauer aus Flandern heimkehrte und eine eigene Werkstatt in Kolmar eröffnete, sagten die prunkliebenden und kunstverständigen Chorherren des Breisacher Münsters den ehrgeizigen Plan, ihr Gotteshaus zu einem Kleinod der Umgebung auszugestalten. Ein gewaltiger Hallenbau sollte entstehen. Die besten Künstler sollten berufen werden, um den Wunderbau auszuschnitten. Man suchte und fand den größten Meister der Zeit in der engeren Heimat; Martin Schongauers Ruhm war schon weit in die Lande hinausgedrungen. Ist es darum verwunderlich, wenn die weitläufigen Chorherren dem jungen Meister die innere Ausschmückung des neuen Baues übertragen? Die Bauarbeiten wurden im Osten am Chor und gleichzeitig auch im Westen begonnen. Hier entstand eine gewaltige Halle mit großen Flächen, die zur Aufnahme von monumentalen Fresken wie vorgesehen waren. Meister Martins Hand sollte sie beleben.

Jedenfalls gab der Auftrag dem Künstler die Gelegenheit, sein gewaltiges Können in großem Maßstabe zu zeigen. Er konnte hier die Studien verwerten, die er in der Werkstatt seiner flandrischen Lehrer gesammelt hatte. Sein Werk lehnt sich denn auch in der Komposition an Arbeiten dieser Meister an: an den Roger van der Wenden zugeschriebenen Altar in Beaune und das Altarwerk in Danzig, welches Memling als Verfertiger haben soll. Beide Bildwerke stellen das jüngste Gericht dar. Die Breisacher Fresken verteilen sich auf drei aneinander stoßende Wände. Auf der Hauptwand thront Christus auf einem Regenbogen. Zu beiden Seiten seines Hauptes schweben Engel; um ihn herum gruppieren sich Auferstandene. Unterhalb seiner Füße erheben sich noch einige Gealten aus den Gräbern. Rechts neben die Seligen dem Weltentrichter; ein Spruchband begrüßt sie mit den Worten des Matthäus: Kommet ihr Gebenedeiten des Herrn! Die Seligkeit dieses Götterwortes wird noch gekennzeichnet durch eine weiße Lilie, die nach rechts aus dem Munde des Herrn herauswächst. Nach links dagegen zeigt das scharfe Schwert; dort stehen die Worte: Geh in das ewige Feuer! Dort stürzen die Verdammten in die ewige Qual. Von der Nordwand des Westbaues her kommen furchtbare Dämonen der Unterwelt mit gewaltigen Folterwerkzeugen, um die Verurteilten in den Höllenqualen hinabzuführen. Die Klammern schlagen über ihnen mächtig wogend zusammen. Auf der Südwand öffnet sich die Pforte des Himmels. Eine riesengroße Gestalt sitzt davor und empfängt die in langem Zuge heraufsteigenden Seligen: Päpste, Kaiser und edle Frauen ziehen an der Spitze, unten aber kommen die einfachen Erdenpilger, die von mächtigen Engelsgealten geleitet werden. Der Ausdruck in den Köpfen der Erwählten ist ergreifend. Das Staunen über ihr Glück, der vertrauende und erwartende Ausblick ist mit einziger Meisterschaft

wiedergegeben. Ueber der Himmelspforte stehen auf einer Ballustrade Engelsgruppen, die mit Musik und Gesang die Seligen begrüßen.

Leider sind die Fresken nur in sehr verdorbenem Zustande auf uns gekommen. Daß sie Meister Schongauer gefertigt hat, war wohl bald vergessen. Sie wurden im Laufe der Jahrhunderte mehrmals mit Kalk überstrichen, so daß eine dicke Schicht über ihnen lagerte. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entdeckte man sie wieder bei der Restauration des Münsters. Leider aber hatten die Entdecker keine Ahnung von der Großartigkeit und einzigartigen Bedeutung der Wandbilder. Sie drangen nicht auf sorgfältige Behandlung bei der Bloßlegung. Rohe Diebe mit dem Spitzhammer zerstörten einen großen Teil der Darstellung. Der im Anfang des vorigen Jahrhunderts errichtete Orgelbau verdeckte große Flächen.

Vor etwa zwölf Jahren suchte ich die wenigen Reste genau zu kopieren und zu Gesamtkompositionen zusammenzufassen. Dabei ergab sich die ganze Gewalt und Großartigkeit der Bilder und zugleich drängte sich die Ueberzeugung auf, daß nur Schongauer als Meister der Fresken in Betracht kommen könnte (Repertorium f. Kunstwissenschaften XLIII). Ich regte damals auch eine sorgfältige Aufdeckung der Bilder an. Nur zögernd stimmte man meinen Ausführungen zu. Nunmehr hat man sich in diesem Sommer entschlossen, die Orgelempore abzureißen und die Fresken freizulegen und aufzufrischen. Was dabei herausgekommen ist, das ist geradezu überwältigend. Eine visionäre Konzeption verbindet sich hier mit einer Wucht der Formen und des Ausdrucks zu einem Werke von ewiger Bedeutung. Und was man früher nur ahnen, mehr indirekt erschließen, als stilistisch nachweisen konnte, das liegt nun offen vor Augen. Kein anderer als Schongauer kann dieses Werk geschaffen haben. Was die flandrischen Meister in ihren Altargemälden angestrebt hatten, das war Schongauer vorbehalten, hier zu vollenden: die Konzentration auf die notwendigsten Gealten und damit die Heraushebung der großen monumentalen Züge. Breisach besitzt in diesen Malereien ein Bildwerk, das sowohl an Umfang wie an Kraft das größte des ausgehenden Mittelalters genannt werden darf.

Natürlich hat Schongauer nicht eigenhändig das ganze große Werk schaffen können. Ja, es wird die Frage aufgeworfen werden können, ob er nicht während der Arbeit selbst gestorben ist. Inwieweit Schülerhände oder Nachfolger am Werke beteiligt gewesen sind, wird nunmehr nach der Aufdeckung der Bilder entschieden werden können. Aber mit den Fresken war die Aufgabe, welche die Breisacher Chorherren dem Künstler zugedacht hatten, nicht erschöpft. Man möchte angesichts des übrigen Werkes von Schongauer wohl vermuten, daß der Meister von den Chorherren in den Mittelpunkt der ganzen künstlerischen Ausschmückung des Münsters gestellt wurde, daß er gewissermaßen hier eine umfassende Arbeit übertragen bekommen hatte, wie sie jeder große Künstler für sich erstrebt. In dieser Form des Kunstauftrages kündigt sich schon die Uebung großer Kunstmänner der Renaissance an. Neben der Ausschmückung des Westbaues des Münsters wird Schongauer sich auch um die bildnerische Ausgestaltung des Chores bemüht haben. Und da stand natürlich das Altarwerk im Mittelpunkt. Wir können nicht wissen, welche Form er ihm geben wollte. Aber vielleicht lag schon die Idee vor, die dann später Sixtus Guppy verwirklicht hat. Im nachgelassenen Werk Schongauers finden sich zwei Kupferstiche, den St. Stephanus und den St. Laurentius darstellend. Letzterer ist der Patron des Breisacher Münsters.

Beide Heilige stehen heute auch in einem Seitenflügel des Hochaltars nebeneinander. Die eminent plastische und statuariische Art, wie Schongauer seine Heiligengestalten hingezichnet hat, ließ schon verschiedentlich die Meinung aufkommen, daß er auch bildhauerisch betätigt war. Diese Annahme ist bei der Vielseitigkeit der damaligen Künstler durchaus nicht von der Hand zu weisen und gewinnt gerade bei Schongauer in Anbetracht seiner Lehrjahre als Goldschmied erhöhte Wahrscheinlichkeit. Es ist also wohl möglich, daß sich Schongauer ein Altarwerk in Plastik, verbunden mit Malerei, vorgestellt hat. Aber zur Ausführung kam es nicht. Und erst Jahre später fanden die Chorherren den Meister, der den Chorraum mit einem bedeutenden Werk ausschmücken konnte.

## Uenne Fath-Kaiser / Evelyn Martins Schicksal

Sie war schon immer ein Mensch gewesen, durch den die vielerlei Stimmen, die vor allem Geschehen einhergehen und es geheimnisvoll begleiten, vielkörnig und unüberhörbar schluchzten. Dazu trat ein außergewöhnliches Einfühlungsvermögen in andersartiges Wesen, das manchmal bis zu einer erschreckenden Identifizierung mit der fremden Psyche gehen konnte. Aus diesen beiden Wurzeln wuchs ihre Kunst wie eine seltene, kostbare Blume von unwiderstehlichem, herückendem, aber im Grunde doch krankhaftem Reiz. „Sie ist ein Genie“, sagten die einen, und die andern: „Sie ist eine Hysterikerin!“ Hatten sie nicht beide recht? Sind nicht fast immer die Höhen unseres Wesens auch dessen gefährdeten Stellen? Gerade jene Eigentümlichkeiten, die Evelyn Martins Künstlerium gleich einem gotischen Dom in die Höhe steilten, untergruben ihr persönliches Leben und verursachten seinen frühen, jammervollen Einsturz.

Den Anstoß zu der rasch sich entwickelnden Katastrophe gab ein Erlebnis, das die Schauspielerin mit hundert anderen teilte, durch das ihre Gefährten hindurchgingen, wie man durch die Schauer eines Gewittersturmes geht, um danach am heimatischen Ofen die Geborgenheit und Behaglichkeit nur um so intensiver zu genießen. Sie allein war in Wirbel und Zerstörung gerissen worden.

Evelyn Martin kehrte von einem Gastspiel zurück, das sie mit Ehren und Triumph überschüttet hatte. Ihr gegenüber lag der Autor des Dramas, dessen weittragender Erfolg zum guten Teile ihrer überragenden Kunst zuzuschreiben war. Ihre Auffassung und Wiedergabe der weiblichen Hauptrolle hatte den Dichter wie eine gnadenvolle Offenbarung überrascht, er hatte sein Werk als eine neue, befehlende Gabe aus ihrer Hand wiederempfangen und ihr dafür im spontanen Ueberschwang der Jugend sein Herz zu Füßen

gelegt. Die rasche Trennung von der kaum gefundenen war ihm nicht tragbar erschienen und so hatte er sich entschlossen, sie auf ihrer Rückreise zu begleiten. Eolin hatte nichts davon einzuwenden; sie war nicht unempfindlich gegen die Anbetung des einnehmenden heiteren Mannes, der am Anfang einer vielversprechenden Laufbahn stand. Mit Herzklopfen und erregten Schauern dachte sie, daß diese Stunden der gemeinsamen Reise wohl das Samenbeet einer blühenden und fruchtverheißenden Zukunft werden könnte.

Selbst Eolin, die Ueber-sensitive, erkannte nicht, daß der brutale Ruck, mit dem der Zug mitten auf freiem Felde Halt machte und der ihr Herz in wilder Angst hochausspringen und dann stocken ließ, nicht nur das anregende, in vielen Untertönen schillernde Gespräch mit ihrem Gegenüber, sondern auch die kaum keimende glückvolle Zukunft unterbrach. Die Reisenden stürzten schreck erfüllt an die Fenster, zu den Türen. Nein, es lag kein Grund zur Beunruhigung vor, nur ein armer Teufel hatte sich vor die Lokomotive geworfen und war zermalmt worden.

Sie stiegen aus und sahen den blutüberströmten Körper und seitab einen blonden zartgeformten Kopf, ein fast noch kindhaftes Gesicht, verzerrt in Schmerz und einer ungeheuerlichen Anklage. Eolin und der Dichter standen gebannt mit zitternden Knien, mit angstvoll flatterndem Herzen, unfähig, nur die Augen zu wenden. Sie beide, durch Begabung und Veruß fähig und geübt, Menschen-gesichter zu entziffern, versieten der zwanghaften Vorstellung, das Rätsel dieses Todes lösen zu müssen. Der Mann, bewußter und kräftiger, paßte die Aufklärung der äußeren Umstände des Unglücksfalles, die bliggleich von Mund zu Mund lief, als ergänzendes Teilstück in sein inneres Weltbild ein und sand sich auf gefasste, männliche Weise damit ab; Eolin jedoch empfand jedes Wort, das ihr Ohr traf, als eine neue Woge des Schreckens, die gegen ihr eigenes Leben anbrandete und es unterwühlte.

Der Tote war ein junger Schreinergehilfe aus einer nahen Großstadt, der vor kurzem arbeitslos geworden war. Aus einem Abschiedszettel an seine Eltern ließ sich herausfühlen, daß er, arbeitsam und ehrgeizig, bereits einen festumrissenen Zukunftsplan gefaßt hatte und die plötzliche Verrammung aller Wege, die Unfähigkeit und Hoffnungslosigkeit seiner Lage nicht hatte ertragen können.

Schweigend lehrten Eolin und ihr Begleiter in das Abteil zurück. Eolin taumelte, das Grauen vor der abgründigen Grausamkeit und irrstimmigen Richtungslosigkeit des Lebens fragte ihr die Kraft aus den Gliedern. Plöblich sagte sie tonlos: „Sein Blut wird über uns alle kommen!“

Der nervenstärkere Mann spürte die Gefahr und stellte sich ihr. „Wir dürfen dem bedauerlichen Unglücksfall keine Beziehung zu uns selbst gestatten. Heute hat jedermann seine ganze Widerstandskraft und Willensstärke nötig, um zu bestehen. Sentimentales Mitleid bedeutet heute Selbstmord.“

Eolins graue, sanfte Augen starrten ihn nichtbegreifend an, glitten verstört suchend über seine gutgezeichneten Züge und ließen enttäuscht und erkältet von ihm ab. Er war ihr plöblich fremd und unverständlich, angstvoll fand sie sich allein, schauerte in sich zusammen, ahnte, daß aus dieser Stunde keine frohe Zukunft keimen konnte.

Eolin fand auch in der Folge nicht die Kraft, den Eindruck des furchtbaren Erlebnisses von sich abzuschütteln. Er vertiefte sich im Gegenteil von Tag zu Tag, wühlte sich beunruhigend und zersetzend in die allzu wehrlose, phantasiereiche Seele der Künstlerin. Sie verfiel immer stärker dem Zwang, das Gesicht des Toten in ihrem Gedächtnis zu rekonstruieren und es in selbstquälerischer Leidensucht mit allen Merkmalen rührenden und anklagenden Märtyrertums auszustatten. Eine unersättliche Gier, immer neue Einzelheiten über die Persönlichkeit und die Lebensschicksale des jungen Schreinergehilfen zu erfahren, peitschte sie in immer neue Erregungen, und da dessen Gesicht alle Merkmale unverdienter Tragik zeigte, verlor sie sich immer stärker an den Gedanken einer verhängnisvollen Schicksalsverbundenheit mit dem Toten.

Die zunehmende Not der Zeit äußerte sich in einer Reihe weiterer Selbstmorde. Kaum zwei Wochen nach dem Freitod des Schreinergehilfen warf sich ein erwerbsloser Friseur auf die Schienen derselben Eisenbahnstrecke und wenige Tage später wurde in der Nähe der Stadt die Leiche eines Zigarrenarbeiters aus dem Rhein gezogen. Jede Unglücksnachricht dieser Art wirkte auf Eolin wie das Wühlen in unverharschter Wunde und störte immer unheilvoller ihr seelisches Gleichgewicht. Alle Lebensqual, die diese Toten abgeworfen hatten, schien als ein unheimliches Vampyrwesen auf sie überzugehen, wollte von der überzarten Frau noch einmal nachgelitten werden. Sie begann nach den Ursachen und Zusammenhängen des furchterlichen Weltelendes zu jagen, aber alles Grübeln und Herzermarkern stieß sie nur immer tiefer in weglose Wirrnis. Alles wankte, brach, was festest gestanden, lebenslange Bindungen rissen, sie fühlte Grund und Boden nicht mehr. Dann begann sie sich zu fragen: warum bin gerade ich vom Schicksal begünstigt, während es andere vernichtet? Sie verlor mehr und mehr die Fähigkeit zur Freude, zum Genuß der Lebensgüter, jeder frohe Herzschlag quälte sie als Schuld. Freilich war sie jung, ihr Lebenswille, ihr Glückverlangen kämpfte um sein Recht, doch jede Melodie der Heiterkeit zerklüftete in Misktionen des Schuldbewußtseins und der Lebensangst.

In dieser gefährlichen Periode spielte sie die Hauptrollen in mehreren nervenaufreizenden Zelt Dramen. Zu sagen: sie spielte, streift nur nebensächlich die Wirklichkeit. Sie war diese unglückseligen Opfer der sadistischen Vernichtungswut des Schicksals oder der kurzfristigen, selbstanbetenden, satanisch verheßten Menschheit. Jedes Auftreten Eolins löste rasende Ovationen aus, ohne daß freilich das unheimliche Martyrium der Schauspielerin und der frenetische Applaus ihrer Zuhörer auch nur einem Erwerbslosen Brot verschafft hätte. Eolin war sich auch nicht im geringsten im Unklaren über die Lebensunfruchtbarkeit ihrer Kunst. Die Verzweiflung schüttelte sie, wenn ihr mitten im hingebendsten Spiel einfiel, daß ihr qualvolles Nachleben fremden Leides für die Zuschauer eben nur Spiel blieb, Nervenkitzel, wohlige Gruseln, bestenfalls beruhigender Wertmesser ihrer eigenen Note. Mehr als einmal brauste wie ein Orkan der Drang in ihr auf, an die Rampe zu springen und im Schrei der Empörung wie eine aus-schießende Flamme die Menge mitzureißen zum befreiendem Kreuz-zug gegen unverschuldete Menschenleid. Aber der wilde Impuls einer aufgewühlten Seele zerschellte jedesmal an dem grauam-nüchternen Wissen des Verstandes um die tatfeige Schwerebeweglichkeit der Masse, die sich selbst unter Gottes Hand in dumpfer Trägheit duckt, statt sie als aufrichtende Stütze zu ergreifen.

Die allabendliche Verkörperung fremder Lebensnot steigerte ihre hautlose Ueberempfindlichkeit und schreckhafte Schermerut, verzehrte die letzten Reserven ihrer gesunden Jugend. Sie ähnelte in ihrer silberblonden Zerbrechlichkeit immer mehr präraffaelitischen Engeln. Gedankenlose Schwärmerei berauschte sich immer überschwänglicher an ihrer mondhaft fühlen und reinen Schönheit, aber ihre wahren Freunde standen in Angst und Schmerz vor dem raschen Verfallsprozess dieses wertvollen Lebens, ohne ihn aufhalten zu können. Eolin Martin besaß viele Freunde, aber nicht eine nah vertraute Seele, der sich die ihre geöffnet hätte. So kannte niemand den Herb der Erschütterungen, die das Bewußt-sein der Schauspielerin zu zerbrechen drohten, niemand konnte ihr andere Hilfe bringen als wirkungslose, auf der Oberfläche hin-tastende Ermunterung und Ablenkung. Und Ott Stein, der Dramatiker, der sich im Drang seiner Liebe und Sehnsucht tiefer als alle anderen Menschen, die Eolin Martin nahe zu stehen vorgaben, in ihr eigenfülliges Seelenleben hineingebacht und gefühlt hatte, der berufen schien, durch die Beglückung und Heilkraft seiner Liebe ihr Arzt und Retter zu werden, er war doch nicht anserwählt. Eolin entzog sich ihm mit fast beleidigender Offensichtlichkeit, und als er eine Aussprache erzwang, gestand sie ihm unter Tränen, daß sie seinen Anblick nicht ertragen konnte, weil sich in seinen Zügen mit unverwischbarer Entsehungskraft das Antlitz des jungen Toten spiegelte, in dem ihr zum erstenmal mit überwältigender Wucht die medusenhafte Erbarmungslosigkeit des Lebens erschienen war.

Statt der heilenden, lebensbejahender Liebe gewann schwüle, verwesungsatmende Gier Macht über Eolin. Sie erlag der wie Weltenbrand lodernnden Leidenschaft eines Südamerikaners, der einem der größten Handelshäuser der Stadt verbunden war, Ricardo Dalpasso besaß die ganze dämonische Schönheit seiner Mißgrasse. Zugleich war jedoch sein Charakter der Schuttalode-platz, auf dem alle Laster seiner bunten Ahnenreihe zusammen-gefasst waren. Er hatte sein eruptives Begehren auf die Schau-spielerin geworfen, deren Schönheit in so polarem Gegensatz zu seiner eigenen Erscheinung stand, und er erreichte die Verwirklichung seiner Wünsche, trotzdem Eolin ganz zurückgezogen lebte und das Bekanntwerden mit neuen Menschen so viel wie möglich vermied, trotzdem sie instinktmäßig vor ihm zurückschreckte. Die ruhelose, zwischen Himmel und Hölle hin und her taumelnde Liebe zu diesem Manne nützte Eolins zarte Gesundheit in beängstigen-der Weise ab, Herzeleid, Angst, Eiferucht verdrängten jetzt fast das Mitgefühl für fremdes Leid. Dann vollendete der Kokain-genuß mit furchtbarer Folgerichtigkeit den Zerstörungsprozess.

Wie alle Rauschjüchtigen war auch Ricardo Dalpasso besessen von dem Drang, sich Genossen seiner Sucht zu gewinnen. Sobald der Begriff „Kofain“ in seiner Gedankenwelt hochstieg oder er gar das Wort aussprach, verschwand vollständig jedes Gedenken an nachteilige oder genussstörende Wirkungen und Folgen des weißen Giftes. Dann redete er wie unter dem hypnotischen Befehl seiner Leidenschaft in begeisterungsflammenden Sinnen, dann wußte er nur um paradiesische Wonnen, um unbeschreibliche Lust, die das verbotene Mittel anstellte. Dann strahlte jedes Wort, das er sprach, in der Weißglut der Wahrheit, weil er im Wahren des Augenblicks selbst festeste glaubte, was er versprach. Eolin widerstand anfänglich seiner Ueberredung, weil sie die Gefährlichkeit des Giftes kannte. Beispiele unter ihren Kollegen warnten als erschreckendes Mene Tel. Aber ihre Widerstandskraft war auf die Dauer dem stärkeren Willen des Versuchers nicht gemacht, um so weniger, als er in ihrer eigenen Seele, in ihrer Sehnsucht nach unbeschwerter Heiterkeit, in ihrer Furcht vor den qual-vollen Schmermtausfällen Bundesgenossen fand.

Vor wenigen Wochen wurde Eolin Martin, die gefeierte, viel-versprechende Künstlerin, in ein Sanatorium gebracht. Die Ärzte zuden die Achseln und sagen ihr unwiderlegliches Sprüchlein: Wo Leben ist, ist auch Hoffnung. Doch wenn Eolins Freunde in ihr abgezehres, verstörtes Gesicht blicken, fühlen sie erschauernd, daß Leben nicht immer Hoffnung bedeutet.